

Nr. 88 Bromberg, den 16. April 1933.

Osterweihe

Von Emil Hadina

Ostern heisst: die Bande sprengen,
Alten Menschtums endliche Genesung
Knospengläubig in den Lichtstrom drängen,
Der durch Erd und Himmel strahlt: Erlösung...

Ostern heisst: die Seele breiten
Flugfroh nach den stauberlösten Zonen,
Doch beglückt das ärmste Tal durchschreiten,
Wo die Werke unserer Arbeit wohnen...

Ostern heisst: den Meister kennen
Brüderlich im Glanze jeder Blume,
Und doch wehrhaft und in Liebe brennen
Zu der eignen Volkheit Heiligtume!

Der Wille zur Auferstehung.

Von Gabriele Reuter.

Der Saft steigt in den Bäumen. Durch den letzten Schnee stechen die blassen Speere der Schneeglöckchenblätter, und ihre zarten Blüten stehen fröstelnd, sich in Büscheln zusammendrängend, in unsern Gärten. Nur das Veilchen hat schon den vollen, süßen Duft seiner Reife. Das ist deutsche Osterstimmung, in der sich altheidnische Naturmystik mit christlichen Symbolen vereint. Der auferstandene Christus schwingt die Siegesfahne, auf der geschrieben steht: Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Der dunkle Schöpferwille der Natur ringt sich aus der Erstarrung durch zu neuem Leben. Schweigend sprengt die Knospe ihre Hülle, froh zwitschernd grüßt der Vogel das Weibchen, mit donnernder Urgewalt braust der Fluß gegen die engenden Eisschollen. — Im tiefsten Sinne grüßt uns Menschen im Bilde des auferstandenen Jesus Christus die göttliche Liebe.

Ostern ist ein Weltenfest! Was aber nützt das Weltenfest dir und mir, wenn nicht in uns selbst der Wille zur Auferstehung erwacht? Seien wir doch ehrlich: Menschenleben ist ein ewiges Sterben. Es gibt Jahre, in denen es uns erscheint wie eine unaufhörliche Totengräberarbeit. Liebe Menschen müssen wir begraben, von andern uns trennen, um nicht an ihnen zu Grunde zu gehen. Ideale zerbrechen. Enttäuschung folgt auf Enttäuschung, und zum lähmendsten Kummer wird uns das Versagen der eigenen Kraft, das Wissen um die Grenzen, unseres Wesens, die wir einst so kühn zu überspringen hofften. Solange wir

unter all diesem Leiden, klopft das Leben noch als Schmerz in unseren Herzen. Schlimmer, viel schlimmer ist es um uns bestellt, wenn erst die Resignation, das edle Sichbescheiden, zur Gleichgültigkeit sich wandelt und mit grauen Schleiern unsere Seele umhüllt — wenn der geistige Tod als Erstarrung im Alltäglichen uns bezwingt.

Wie es Zeiten gibt, in denen das körperliche Sein ermattet, die Säfte träger fließen und das Leben nur wie eine fast nicht zu tragende Last auf uns liegt, so gibt es Wintermonate der Seele. Man liebt nicht mehr, man haßt nicht mehr, unsere Nächsten sehen wir nur noch wie aus weiter Ferne. Wir erfüllen eben noch unsere täglichen Berufspflichten, doch ohne Begeisterung, sind zu keiner Erhebung des Geistes mehr fähig, weder in Freude, noch im Genuß der Weltenschönheit.

Wir haben den Willen zur Auferstehung verloren. Doch ist er uns nur verloren gegangen — er ist nicht tot! Denn es ist der ewige Wille des Weltenschöpfers, von dem er einen Funken auch in unsere Seele gesenkt hat, auf daß wir niemals müde werden, uns am Ende jeder Erstarrung nach neuer Auferstehung zu sehnen. Hier liegt der Sinn des Osterfestes für den denkenden, für den fühlenden Menschen: Auferstehung aus Erstarrung mit ganzem Willen suchen, mit Jubel und Dank es begrüßen, wenn in unserem Herzen die Liebe, die Zeugerin alles Lebens, neu sich regen will, sie in Geduld und Zartheit pflegen, die schöne Frühlingsblüte des Herzens! Auferstehung des geistigen Lebens und Strebens ist höchstes Glück der Persönlichkeit. Möge der Wille zu dieser geheimnisvollen Seligkeit vielen von uns geschenkt werden in diesen Ostertagen, in denen es wieder und wieder heißt: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“

Der Weg zur Erlösung.

Eine Ostergeschichte von G. Wendt-Caspari.

Da war wieder eine dieser trüben Stimmungen, die Ilse Trabert von Zeit zu Zeit befielen.

Warum nur? Die beinahe Dreißigjährige wußte es selbst nicht recht. Sie hatte doch ihre Stellung, ihr Auskommen, und sie kannte keine Not. Was verlangte sie vom Schicksal noch mehr in dieser Zeit? Mußte sie nicht zufrieden sein?

Ilse Trabert gab sich die größte Mühe. Aber es gelang ihr nicht. Wenn sie vor ihrer Arbeit saß, packte sie plötzlich eine Traurigkeit, eine Unzufriedenheit mit sich selbst, für die sie keine Erklärung wußte. Dann sehnte sie sich nach etwas, das sie nicht kannte, das aber nichts anderes sein konnte als eine Erlösung.

Eine Erlösung? Wovon nur?

Ach, vielleicht war es nur eine jener Vorfrühlingsstimmungen, die allen Menschen eigen waren, ein Sehnen nach Licht, nach Befreiung aus der Winternacht.

Ja, sicher. Das konnte es nur sein. Und dagegen gab es nur ein Mittel: Das Licht zu suchen, ihm jetzt schon entgegen zu gehen, da es noch zögerte, zu Ilse Trabert zu kommen.

So fuhr sie in die Berge hinaus, um die Ostertage, das Fest des erlösenden Lichtes, oben in den Hochtälern auf ihren Schneeschuhen zu verbringen, wo die Sonne schon warm herabbrennen mußte, wo sich ihr Licht in Millionen von leuchtenden Kristallen brach und keine Dunkelheit duldete.

Unten im Dorf sagte man ihr, es sei wohl schon ein wenig spät zu ihrem Vorhaben, und die Wintergäste hätten das Tal verlassen, bis auf einen, der sich irgendwo herumtriebe, heute hier, morgen dort. Man gab ihr den Schlüssel zur Hütte am Salden-Joch und meinte, hoffentlich werde ihr in der Einsamkeit die Zeit nicht zu lang.

Einsamkeit? Nichts konnte Ilse Trabert lieber sein als dieses Alleinsein mit sich und dem Licht, das sie suchte.

Sie fand dort oben genug davon. Es brannte auf die Berghänge hinunter und zauberte in einem Tage aus dem Schnee blaue Krokusblüten hervor. Es nagte auch schon an den Schneefeldern, die sich im Schatten der Felswände zu verbergen suchten, und das Skifahren war unmöglich geworden.

Aber das kümmerte Ilse Trabert wenig. Sie konnte ja jetzt stundenlang hier oben vor der Hütte oder droben auf dem Felsen sitzen, von wo der Blick über Berge hinüber bis ins flache Land hinausschweifte; sie durfte sich im Licht baden, das sie für lange Wintermonate entbehrt hatte. Sie genoß nun in vollen Zügen die Einsamkeit, die für sie Erholung sein sollte.

Was fehlte ihr also noch?

Eigentlich nichts. Und doch war Ilse Trabert nicht zufrieden. Mitten in der Sonne packte sie wieder diese Traurigkeit, diese Unzufriedenheit mit sich selbst, für die sie keine Erklärung wußte. Sie kam sich überflüssig vor und haderte mit sich selbst. Wo blieb nur die Erlösung, die sie gesucht hatte?

Was wollte sie eigentlich noch hier oben? War es nicht besser, sie flüchtete in die Stadt zurück und suchte dort Rettung in der Arbeit? Ja, sie wollte nur noch einen Tag hier oben verbringen, den Ostersonntag, und dann wieder ins Tal, in die Stadt dort draußen. So konnte sie am zweiten Festtag wieder daheim sein und am nächsten Morgen wieder am Schreibtisch sitzen, anstatt den Urlaub auszunützen. —

Ilse Trabert saß auf ihrem Felsen in der Sonne. Sie hatte ein paar Decken aus der Hütte mitgenommen und es sich bequem gemacht. Nun schloß sie die Augen, um an nichts anderes zu denken, nur dem Klang der Glocken unten im Tal zu lauschen, die Ostern einläuteten. Wie ein seltsamer Frieden kam es mit den fernen Tönen heraufgeflogen, bis das Klingen und leise Dröhnen zum Schlummerlied wurde.

Ilse Trabert träumte. Sie stand auf dem Bergkamm, der zur Spitze hinaufführte, und sah einen Mann von dort oben herabkommen. Sein blondes Haar flatterte im Wind, und die Sonne spielte darin. Ilse Trabert wollte sich umkehren. Denn was ging sie dieser Mensch an, der nur ihre Einsamkeit störte? Doch sie konnte sich nicht umwenden. Sie sah den Mann näher kommen. Er blieb wie unschlüssig stehen. Dann lachte er plötzlich und hieb den Bergstock gegen das Gestein, als wollte er über seine eigene Verlegenheit hinwegkommen.

Deutlich hörte Ilse Trabert den metallischen Klang. Und darüber wachte sie auf, öffnete sie die Augen.

Sie glaubte noch zu träumen: Denn vor ihr stand der Mann, den sie den Kamm hatte herunter kommen sehen. Erstaunen malte sich auf seinen Zügen, und er vergaß den Bergstock aufzuheben, der ihm aus der Hand gefallen war.

Sie konnten einander nicht ewig anstarren. Er fand zuerst das vermittelnde Wort: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie störte!“

Stören? Ja eigentlich mußte er sie ja stören, weil sie allein sein wollte. Aber nun wunderte sich Ilse Trabert über sich selbst: „Nein, durchaus nicht.“ Und sie dachte daran, daß dies wohl der letzte Wintergast sein müsse, der sich heute hier, morgen dort herumtreiben sollte. Ein Ruheloser also, sicher einer, der sich nach etwas sehnte und es nicht finden konnte.

„Nein, Sie stören mich durchaus nicht.“ Er setzte sich neben sie auf den Felsen, und die Verlegenheit war gewichen. —

Als die beiden einander abends am Tisch der Hütte gegenüber saßen, glaubte Ilse Trabert einen Augenblick, sie müßte sich vor sich selber schämen. Denn wie kam sie dazu, ihre ganzen Pläne über den Haufen zu werfen? Wie war es möglich, daß sie in den wenigen Stunden ihrer jungen Bekanntschaft dem Manne dort — sie wußte erst seit einer Stunde, daß er Heinz Theissen hieß —, einen Blick in ihr Inneres hatte tun lassen? Aber gleich darauf nannte sie sich selbst eine Närrin. Er war ja für sie gar kein Unbekannter, denn er sehnte sich wie sie nach dem Licht, nach der Erlösung von der Ziellosigkeit des einsamen Lebenswanderers. —

Eine Woche später fuhren sie zusammen in die Stadt. Der Osterurlaub war zu Ende. Aber Ilse Trabert wußte, daß sie bald einen größeren Urlaub nehmen würde, denn sie hatte den Weg zu ihrer Erlösung gefunden.

Der wunderliche Berg Höchst
und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(10. Fortsetzung.)

Der letzte Winter.

Mehr als fünf Jahre lang hat Hannes Fryner nun mit seiner Familie als Halb-Einsiedler auf dem Heiletsboden standgehalten. Standhalten ist kein zu lautes Wort, denn es ist um das Höflein zur Quell recht tot und einsam geworden. Urech Leu hat sich nach dem Verkauf seines Heimwesens nach Schönau hinab verzogen und ist dort Lammwirt geworden. Aber er ist seinem Schwur auch im Tale treu geblieben, er hat keine Mühe gespart, dem alten Nachbarn auf dem Berge zu schaden und weh zu tun, auch wenn es ihn Opfer kostete. Schon im ersten Sommer hat er die beiden Heimwesen zum untern und obern Kirschgarten aufgekauft und mit einem ansehnlichen Verlust an die Großweide weitergegeben. Auf dem Platze des von der Bildfläche verschwundenen Überschynhofes steht jetzt ein Sömmerungsstall, und auch der obere Kirschgarten ist abgetragen worden, weil sich die Kosten des Unterhaltes nicht gedeckt hätten.

Das Heim zur Wehrianne, das sich Urech Leu als Eigentum vorbehalten, steht zwar noch, aber es hat seinen alten Stolz gemach von sich abtun müssen, es ist recht traurig bestellt um das einst so stattliche Berghaus. Der Lammwirt in Schönau kümmert sich nicht um seinen Vätersitz, der schon bei seinem Wegzug dem Zustande der Baufälligkeit nahegekommen war. Sein Haß gegen den Berg, der ihm den Sohn raubte, ist verschwiegen, aber er sitzt tief. Urech hat den Bannkreis des Wetterstuhls nach dem Verschachern der Kirschgartenhöfe mit keinem Fuß mehr betreten. Wenn ihm ein Bergler berichtet, daß übermäßiger Schneefall einen Teil seines Hausdaches eingedrückt hätte, so daß jetzt Regen und Wintertraufe den Weg durch alle Böden hindurch bis in den Keller hinabfänden, so lacht er trocken heraus. „Die Kellerdohle wird die Wässerlein schon schlucken.“ Andere tragen ihm zu, es hätten fremde Berggänger, die vor einem Gewitter Unterschlupf suchen mußten, die Fensterläden herabgelassen, es sei bei einem späteren Hagelschlag kaum eine Scheibe mehr ganz geblieben. Der Lammwirt meint verkniffen darauf: „Wenn dem Fryner auf dem Heiletsboden die Front nicht mehr gefällt, so kann er seinen Rüssel nach der andern Seite kehren.“

Man hört freilich hin und wieder munkeln, Urech Leu brächte nicht einmal mehr die Mittel auf, sein ererbtes Heimwesen instand zu setzen. Im Übereifer, sein an den Kirschgartenhöfen verlorenes Geld doppelt wieder hereinzubringen, hat er nämlich, auf seinen guten Blick vertrauend, zwei große Bauerngüter im Unterland erworben und dabei seine Rechnung falsch gemacht. Es wird gemach zum öffentlichen Geheimnis, er habe sein leeres Wirtshäuslein an der Hintergasse zu Schönau mit einer bösen Schuldenlast beladen müssen, um sich zur Not über Wasser halten und wenigstens noch tagaus, tagein seinen Jaß klopfen zu können.

*

Ein schwerer Winter hat sich auf den Berg gelegt. Mit früher Kälte einbrechend, wirft er nach Weihnachten eine Schneelast auf Trift und Gaden, auf Gehöfte und Almbreiten herab, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehn. Darauf setzt ein Sturm ein, der einen Tag und zwei Nächte hindurch mit solcher Wucht über die Kämme hineinfährt und durch Schlucht und Kleintal fegt, daß in Gewänd und Balkengefüge der alten Holzhäuser ein Geseufze und Stöhnen umgeht. Wenn es auf Augenblicke erschweigt, so ist die Stille um so unheimlicher, jeder neue Stoß kann den Zusammenbruch bedeuten. Sträßlein und Steigpfade sind stellenweise viele Meter tief mit Schneewächten eingedeckt und noch immer türmen sich die Haufen unheimlicher auf. In den höheren Berglagen ist jedes Heim eine Welt für sich, den Gewalten des sinnlos gewordenen Winters auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Die eingeschneiten Berglerfamilien, jede auf sich allein gestellt, fühlen sich von der großen Gemeinschaft abgetrennt, ja von ihr förmlich preisgegeben. Nur die Erinnerung an frühere Notzeiten hält in den Herzen den Hoffnungsschimmer wach: Es wird auch dieses Mal vorbeigehen . . .

Das Haus zur Quell auf Heiletsboden hat noch kein Winter heimzusuchen vergessen. Es hat schon viel überstanden. Nach mancher schweren Sturm- und Wetternacht ist es wie aus einem bösen Traume aufgewacht, sich und die Welt kaum mehr erkennend. Und dann ist gemach ein kleiner Stolz in ihm hochgekommen: Ihr dürft wieder einmal hervorbrechen, ihr Unholde, die ihr in Schlucht und Dickwald haust, ich messe mich mit euch! Ihr müßt wissen, was ein gerecht gezimmertes Berghaus ist, ihr müßt wissen, daß in meinen Pfetten und Pfosten auch Bergkraft schläft! Der in den Querbalken des Vordaches eingekerbte Name des Zimmermeisters hat förmlich zu leuchten begonnen: Seid fröhlich und guten Mutes, wie wir bei der Aufrichte fröhlich und guten Mutes gewesen sind! Bergholz hält zusammen!

Diesmal ist die Kraftprobe freilich keine Süßigkeit, es geht hart auf hart. Hannes Fryner und sein Knechtlein stellen auf dem Estrich schweigend Sperrhölzer auf, damit der Dachstuhl unter der ungleich aufgehäuften Schneelast nicht zusammenbreche. Im Schweiße ihres Angesichtes schaffen sie im tollsten Schneetreiben, um wenigstens einen notdürftigen Gang zum Stallbrunnen freizuhalten. Oh — es geht ein tiefes Aufatmen durch Haus und Herzen, als nach der zweiten, bangen Nacht ein heller Morgen sieghaft über Sturm und Not heraufsteigt! An Arbeit fehlt es freilich nicht. Fürs erste gilt es, rings ums Haus ein wenig Luft und Licht zu schaffen, sowie Holzgaden und Heubühne von dem durch alle Ritzen eingewehten Schnee zu säubern. Erst gegen Abend kann auch der Pfad nach dem warmen Brunnen hinüber in Angriff genommen werden.

Aber trotz des schweren Tagwerkes will es sich der Knecht Felix Wolfer nicht versagen, nach Feierabend noch eine Stunde seiner Schnitzarbeit obzuliegen. Jung gewohnt, alt getan; es ist über den ergrauenden Knaben einesmals ein richtiges Kunstfieber gekommen. Diesmal geht es nicht um eine Villa, aber auch nicht etwa bloß um einen Notpfennig für die alten Tage. Nein, der Mehlhuu ist seit einiger Zeit von einer richtigen Marotte besessen: er will nach seinem Ableben etwas hinterlassen. „Wegen der Bettlägerigkeit brauche ich mich nicht zu ersorgen, die Wölf' sind ein besonderer Schlag, wenn sie nicht mehr schaffen können, gehen sie mit Tod ab. Das haben schon mein Vater und mein Großvater so gehalten, und ich will nichts Neues anfangen. Aber man denkt doch in der Nacht, wenn man so allein im Bette liegt, über dies und jenes nach. Was muß das für den Menschen in seiner mühsamen Zeit für ein Gefühl sein, wenn er sich sagen darf: Du kannst etwas hinterlassen! Du kannst einen Notar herbemühen und ein Testament machen, ein wirkliches, unanfechtbares Testament. Und die Person, die das Geld nachher in die Hand bekommt, wird dich in den siebenten Himmel hinauftun! Oh, das wird dann ein schöner Himmel sein . . .“

*

Eine klare Jännernacht, das neue Jahr hat sich angemeldet. Das Heimen zur Quell steht wie ein ausgegrabenes Vorzeithaus inmitten der ringsum aufgetürmten Schneewälle. Ganz von der Außenwelt abgeschieden ist es zwar jetzt nicht mehr; auf dem Sträßchen gegen Guldiswil ward in tagelanger Fronarbeit wenigstens ein schmaler Fußpfad als eine hohle Gasse ausgeschaufelt. „Es lohnt sich kaum mehr, wegen eines einzigen Heimwesens dem Gemeindlein so viel Mühe aufzuladen,“ hat der Schulvorsteher Mehrhardt zum Heiletsbodenbauer gesagt. Hannes Fryner gab ihm darauf einen ziemlich groben Bescheid. „Von einem Bergler, der solche Worte in den Mund nimmt, vor dem habe ich keine Achtung mehr.“

Hinter den aufgezogenen Läden der Stubenfenster brennt die Lampe noch. Die Kinder sind zu Bette gebracht, auch das Knechtlein ist in seine Kammer hinaufgestiegen. Auf dem Tisch weidet eine hölzerne Viehherde; sie ist das Eigentum des vierjährigen Frynererben Hans, er hat sie vom Felix als Weihnachtsangebinde bekommen.

Frau Eva stopft die Schäden eines Kinderstrumpfes und schielt daneben manchmal verstohlen nach ihrem Manne hin, der ganz zurück im Halbdunkel auf der Ofenbank sitzt, den

Rücken an die warme Kachelwand gelehnt. „Gibt es nun nichts mehr anderes — willst du es wirklich tun?" fragt sie jetzt nach langem Hin- und Herraten in die Stille hinein.

Er bleibt ihr die Antwort geraume Zeit schuldig. „Du weißt, Eva, daß wir jetzt unter dem Zwang stehen," gibt er endlich kleinlaut zu. Der Präses Gut hat mir bis Lichtmeß Zeit gegeben. Verzeih mir, daß ich dir den Brief nicht zeigen mochte. Wenn ich mich bis dahin nicht entschließen kann, dann will die Weidgenossenschaft auf dieses Anwesen für immer verzichten. Der Gut hat einen harten Schädel. Der schöne Preis, den er mir angeboten hat, gilt ja vielleicht zur Hälfte dem Brunnen, weil der untere Teil der Großweide in trockenen Zeiten an Wassermangel leidet. Aber es wäre ja auch möglich, daß sie mit den Grabungen hinter der Wehrtanne eine Quelle auftun könnten — — und dann?... Ja, ich habe fest im Sinn, morgen nach Großenweiler zu fahren. Das Wetter schlägt vorläufig nicht um, ich kann euch ohne Sorge für einen Tag allein lassen. Das muß für uns der letzte Winter auf Heiletsboden sein. Auch wenn er ohne großes Unheil vorbeigehen sollte — du darfst die Qualen nicht noch einmal durchmachen. Ein solches Leben habe ich dir nicht versprochen. Wir werden wieder eine Heimat finden. Wer weiß, vielleicht tut sich da am Berge etwas auf."

Eva hat die Arbeit weggelegt. Sie sieht müde und übernächtig aus. „Ich gehe nicht gern von hier fort," sagt sie leise fast wie zu sich selber. „In den ersten Jahren hat mich der Winterschatten oft schwer bedrückt, du weißt es ja; jetzt bin ich mit dem längst fertig geworden. Der Frühling ist bei uns nachher um so schöner."

„Ich glaube nicht, daß dieses Haus den Frühling noch erleben wird." Hannes Fryner hat lange an diesen Worten gekaut, bevor er sie aussprechen konnte. Den Kopf mit den Händen stützend, sitzt er, tief niedergebückt, in schwerem Brüten da.

„Man darf doch nicht immer an das Allerböseste denken," sucht ihm die Frau nach einer Weile zuzureden. „Im vorletzten Winter, der doch ein jähes Auftauen brachte, ist der Schneerutsch von der Brockenweide nicht einmal bis an das Sträßchen gekommen."

Der schwache Trost verfängt bei ihm nicht. „Dies Jahr liegt fast die doppelte Last am Steilhang." Er erhebt sich langsam und tritt neben sie hin, ihr die Hand behutsam auf die braunen Flechten legend.

„Es muß sein. Mein Vater hat mir ein braves treues Heimwesen übergeben — mein Bub soll sich einmal auch nicht über mich beklagen. Was ist das für ein Leben, wenn man die halbe Zeit in der Seelenangst hangen muß?"

Eva sitzt still und ergeben, von einem mühsam niedergekämpften Schluchzen leise erschüttert. „Du mußt zu viel auf dich nehmen — — und alles meinetwegen . . ."

Da braust er heftig auf. „Sag das nie mehr — nie mehr! Ich büße für **meinen** Fehler! Ich trage alles allein!"

Früh, ehe noch der Tag recht angebrochen, tritt Hannes Fryner den härtesten Gang seines Lebens an. Stahlharte Winterkälte. Der Schnee knirscht wie im Zorn unter seinen Schritten. Der Bauer wagt nicht recht aufzusehen; es ist ihm, als ob der Berg mit hundert Augen auf ihn blicke.

Der Heimatsucher.

Oh, wie liegt das Heimen zur Quell schön in der Sommersonne! Oh, wie freut sich die Trift! Wie blühen die Lichtnelken im schmalen Hausgarten und plaudern mit den gelben Sommervögeln, die noch nie in so hellen Scharen zu ihnen auf Besuch gekommen sind. Auf dem Kartoffeläckerlein, das durch eine Einzäunung sorgfältig vor dem Einbruch der Sömmerungsrinder geschützt ist, stehen die Kartoffeln im weißen Bluſt.

Ja, er ist noch nicht ganz vom angestammten Grund und Boden verbannt, der letzte Heiletsbodenbauer. Er hat sich das Wohnrecht im Hause zur Quell noch für einen kurzen Sommer ausbedungen, er darf auf dem Umgelände seines Vätersitzes die letzte, mit Reue gewürzte Ernte einheimsen.

Mit Reue ist sie gewürzt. Nachdem der gewaltige Winterschnee in langsamem Schmelzen einsank und abging, ohne auch nur einen Hagpfahl umzulegen, fing sich Hannes Fryner seiner großen Furcht heimlich zu schämen an. Er ging wie ein Schatten umher. Es kam so weit, daß er der Weidgenossenschaft Reugeld anbot, jedoch ohne Erfolg. Die längst erlauerte Aufrundung der Weide, der Erwerb des köstlichen, noch keineswegs von seinem Nimbus entkleideten Brunnens bedeuteten für den Präses Gut einen Erfolg, den er nicht mehr aus den Händen gab.

(Fortsetzung folgt.)



Rätsel-Ecke



Buchstaben-Versetzungs-Aufgabe.

Aus zwei Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben je ein neues Wort gebildet werden. So wird aus:

1. Igel und Braun ein europäisches Königreich.
2. Bier und Lunge eine Stadt in der Provinz Sachsen.
3. Heil und Baste ein weibl. Vorname.
4. Seine und Stahl eine Landschaft in Griechenland.
5. Ton und Hilma eine Stadt in Schottland.
6. Ruben und Gold Dtsch. Freistaat.
7. Eva und Linse ein Heilmittel.
8. Rede und Erbe eine Frucht.
9. Silbe und Urne eine Metallkomposition.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben derselben (von oben nach unten gelesen) den Namen eines berühmten Komponisten.

*

Zoologischer Garten.

Iltis
Damhirsch
Okapi
Königstiger
Leopard
Kamel
Reh
Otter

Diese acht Tiere aus dem Zoologischen Garten gaben sich einmal ein Stelldichein, zu dem sich noch ein neuntes Tier hinzugesellte. Welches Tier kam noch hinzu? — Aufgabe: Die obigen acht Tiernamen sind in anderer Reihenfolge zu bringen, bis die Kopfbuchstaben (immer der erste Buchstabe) das neunte Tier bezeichnen.

*

Scherz-Ausschnitt-Rätsel.

Im Restaurant, da trank ein Herr jüngst Wein,
Von welcher Sorte, sagt das Rätselwort,
Streichst du das erst' und letzte Zeichen fort,
So bleibt als Rest zurück der Herr allein.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 83:

Kamm-Rätsel:



= Frohe Ostern!

*

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.